

schönen gefährlich werden konnte und bei seinem munteren, fröhlichen Wesen war er überall gern gesehen.

Boshafte Zungen wollten es deshalb begreiflich finden, daß sich Frau Walterberg in den schmucken Burtschen verliebt, der ihr gewiß weit besser gefallen habe, als ihr alter Mann, und diese verläumderischen Gerüchte erhielten freilich durch den Umstand Bestätigung, daß der alte Walterberg vor kurzem seinem Knecht den Dienst gekündigt hatte. Gewiß war dies aus Eifersucht geschehen.

Nun hatte der Burtsche kurzen Prozeß gemacht und den alten Mann bei Seite geräumt, eh' er ihn aus dem Hause bringen konnte. — So hieß es allgemein. — Jedenfalls hatte Paul Hildebrandt dabei noch einen Raub ausgeführt, denn Frau Walterberg behauptete, daß ihr Mann in seiner alten Komode die Summe von 3000 Mark in Gold aufbewahrt gehabt und dies Geld sei mit verschwunden.

Durch die Aussagen der einen Magd erhielten die dunklen Vermuthungen schon eine greifbare Gestalt. Sie bekundete, daß die Frau sich ganz auffällig gegen Paul benommen und ihm gezeigt habe, daß sie ihm gut sei. Mehrmals habe sie ihn bei Seite genommen und heimlich mit ihm geflüstert und wenige Tage vorher, da sei der alte Herr gerade hinzu gekommen, wie seine Frau mit dem Knecht ganz freundlich gethan habe und nun sei es zwischen den drei Leuten zu einem heftigen Streit gekommen. Sie habe sich rasch davon gemacht, um nichts weiter zu hören; aber am Abend habe dann Paul zu ihr gesagt: „Der Alte ist verrückt und er soll sich nur in Acht nehmen.“

Paul Hildebrandt bestritt hartnäckig, diese Aeußerung gethan zu haben und behauptete led: „Die Magd sage nur so Feindseliges gegen ihn aus, weil er nicht eine Liebchaft mit ihr angefangen, wie sie gewollt habe.“ Bald aber sollten sich noch andere Verdachtsgründe gegen ihn herausstellen, die er nicht mit seinem lachenden, freundlichen Gesicht verschweigen konnte.

In einem Winkel des Hofes wurde ein blutiges Messer gefunden, und Paul mußte zugestehen, daß es sein eigenes war; er behauptete freilich, es sei vor einiger Zeit auf unerklärliche Weise abhanden gekommen und auch jetzt blieb er noch völlig unbeschuldigt. Nun wurde zur Durchsuchung seiner Kammer geschritten und damit häuften sich die Beweise für seine Schuld.

In dem verschlossenen Kasten des Knechtes wurde eine Geldbörse gefunden, die vier 20-Markstücke enthielt. Paul gab an, dies Geld habe er sich seit seiner Dienstzeit zusammen gespart und aus Vorliebe für Gold habe er sich die 20-Markstücke eingewechselt. Offenherzig setzte er hinzu: „Und die seidene Geldbörse hat mir einmal der Herr gegeben, als er noch gut mit mir war.“

Machte der junge Burtsche aus Schamtheit dies Bekenntniß, weil er doch voraussetzen konnte, daß dieser Umstand bald zur Sprache kommen würde? oder hatte er noch keine rechte Ahnung von der Gefahr, die ihm drohte. Paul zeigte bei der Entdeckung dieser Börse nicht die mindeste Verlegenheit und sein frisches, blühendes Gesicht sah so sorglos aus, als sei er im Bewußtsein seiner Unschuld völlig sicher.

Da entdeckte einer der Beamten tief im Strohsack des ärmlichen Lagers versteckt, eine Taschenuhr und als er sie triumphirend hervorzog, erblähte der Knecht und vermochte seine grenzenlose Verwirrung nicht zu verbergen. Er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Als er gefragt wurde, ob dies seine Uhr sei? und warum er sie im Strohsack versteckt habe? griff er sich an den Kopf und stammelte bestürzt: „Das begreife ich nicht. Die Uhr ist nicht mein — ich hab' sie nicht dorthin gelegt, ich wahrhaftig nicht“, und er starrte dabei noch immer auf die Uhr, als sei ihm der Fund derselben ebenso unheimlich, wie räthselhaft.

„Wem gehört dann die Uhr?“ wurde er jetzt gefragt und ohne Zögern, obwohl weit leiser als bisher antwortete der Knecht: „Meinem Herrn; ich hab' sie noch vor einigen Tagen bei ihm gesehen.“

Paul ließ den Kopf an die Brust sinken; er war plötzlich wie gebrochen, als ohne er nach dieser unheilvollen Entdeckung sein trauriges Schicksal.

„Ich weiß nicht, wie die Uhr in mein Bett gekommen ist; aber ich bin unschuldig, so war ein Gott im Himmel lebt!“ rief er noch einmal aufstammend, als jetzt zu seiner Verhaftung geschritten wurde, dann ließ er sich ganz willenlos und gebrochen in das Gefängniß abführen.

Seltam genug trat gerade Frau Walterberg jetzt gegen Paul Hildebrandt am feindseligsten auf. Wollte sie der Welt dadurch beweisen, daß sie niemals für den hübschen Knecht eine kleine Zuneigung gehabt? Oder war ihr der Mensch plötzlich durch die gräßliche Bluthat verabscheuungswürdig geworden? — Sie sprach mit großer Entschiedenheit von Paul und behauptete sehr entschieden, daß er allein der Mörder sei.

Während die Leute stets behauptet hatten, daß die Frau den jungen Burtschen mit ihrer Zärtlichkeit verfolgt habe, erklärte sie jetzt: Paul sei ein frecher, zudringlicher Mensch; er habe es gewagt, selbst zu ihr die Augen zu erheben und als sie darüber empört gewesen, habe er in den leidenschaftlichsten Ausdrücken ihr gesagt: „Sie müßte doch seine Frau werden.“

Als man den Angeklagten mit dieser Aussage bekannt machte und ihn fragte, was er darauf zu erwidern habe? stieß er nur ein wildes, höhnißches Lachen aus; aber er schwieg und war zu einer Antwort nicht zu bewegen.

Mit dem jungen Burtschen war seit seiner Gefangennahme überhaupt eine ungeheure Veränderung vorgegangen. Der frühere so heitere, lebenslustige Mensch war nicht mehr wiederzuerkennen; er konnte stundenlang in seiner Zelle vor sich hinstarren, ohne sich nur zu rühren. Wohl behauptete er noch immer, daß er unschuldig sei, aber er wußte zu seiner Vertheidigung nichts weiter anzuführen und zeigte stets bei seiner Vernehmung eine Unbeholfenheit, die mit seinem früheren aufgeweckten Wesen in eigenthümlichem Widerspruch stand. Vielleicht mochte er sich und seine Sache selbst verloren geben, denn er kam so oft darauf zurück: „Ich sehe schon, daß ich einmal der Mörder gewesen sein soll.“

Dennoch war Paul Hildebrandt, trotz der erdrückenden Beweise, die für seine Schuld vorlagen, nicht zu einem offenen Bekenntnisse zu bewegen. Der Untersuchungsrichter mochte ihn mit Fragen noch so sehr in die Enge treiben, oder sein Gewissen erschüttern wollen, der Angeklagte beharrte trotzdem bei seinem beständigen: „Ich bin unschuldig.“

Seine schlichten Beteuerungen konnten freilich wenig Glauben finden, sprach doch zu vieles für seine Schuld, und als die Sache vor dem Schwurgericht zur Verhandlung kam, bedurfte der Staatsanwalt keines Aufwandes von großem Scharfsinn, um seine Anklage gegen Paul Hildebrandt zu begründen. Der Beamte hatte dennoch mit großem Geschick alle inneren und äußeren Gründe zusammengestellt, die Allen die Ueberzeugung beibringen mußte, daß der Angeklagte auch wirklich der Schuldige sei.

Mit großer Gewandtheit führte der Staatsanwalt aus, was der Burtschen zu der That getrieben habe. — Es sei die sträfliche Leidenschaft für die Frau seines Herrn gewesen, die den Knecht zuerst den Gedanken gebracht, Walterberg bei Seite zu räumen, der ihm den Wege gestanden habe. Nachdem ihm die That gelungen, sei in ihm die Habgucht erwacht und er habe zu dem Mord auch den Raub hinzugefügt. Das in einem Winkel gefundene Messer, die ihm entdeckte Börse und Uhr seines Herrn seien die überzeugendsten Beweise für die Schuld des Angeklagten. Wer anders könnte den Mord begangen haben? — Kein Fremder sei in jener Nacht im Walterberg'schen Gehöfte bemerkt worden und nur der Angeklagte, der seinem Herrn unter einem Dache gewohnt, habe die bequemste Gelegenheit gehabt, die That geräuschlos zu begehen. Hatten doch die Mägde ausdrücklich bekundet, daß sie nichts gehört und der Hund in jener Nacht ganz still verhalten habe, der sich sonst sehr wachsam und bössartig gezeigt.

Vor dem Schwurgericht benahm sich Paul Hildebrandt noch unbehaglicher, als bei seinen früheren Vernehmungen; er stammelte jetzt wieder sein: „Ich bin unschuldig“, aber er wußte zu seiner Vertheidigung kein Wort hervorzubringen und starrte immer stumpfsinniger sich hin, je weiter die Verhandlung ihren Fortgang nahm. Als jedoch ein Zeuge nach dem andern vernommen wurde und jetzt die aufgeweckte Wittwe des Ermordeten mit großer Sicherheit, wenn auch etwas niedergeschlagenen Augen, ihre in der Voruntersuchung gemachten Aussagen wörtlich wiederholte, wurde Paul doch aufmerksam gemacht und schüttelte mehrmals mit dem Kopfe, während sein jetzt blaßes, unruhiges Gesicht den Ausdruck entrüsteter Verwunderung zeigte.

Kaum hatte Frau Walterberg ihre Aussage beendet, als aus dem Zuschauererraum der halblaute Ruf gehört: „Das läßt sich nicht annehmen“, und unwillkürlich richteten sich Aller Augen nach der Persönlichkeit, die dieser Ausruf entschlüpft war. Eine hübsche Bauerdirne sah mit hochgeröthetem Antlitz da und hielt ruhig die verwunderten und verwirrtvollen Blicke aus, die ihr zugeschleudert worden. Sie schien dem Unpassenden, ja Unerlaubten ihres Auftretens keine Ahnung zu haben.

Jetzt hatte auch der Angeklagte nach der Stelle geschaut, woher der unerwartete Ruf erschollen war und seine traurigen Züge belebten sich. In den matten Augen leuchtete eine seltene Freude auf und hatte die Dirne gewahrt, daß sie von Paul bemerkt und erkannt worden, da nickte sie ihm traulich zu und ohne auf ihre Umgebung zu achten, rief sie jetzt ganz laut: „So sag' ihr doch, daß sie schönlich gelogen hat.“ (Fortsetzung folgt.)

### Bermischtes.

\* Ein schauderhafter Fall von Lynchjustiz wird aus Mexiko gemeldet. Zwei Brüder Namens Volk waren im Gefängniß zu Durfrensborough in Arkansas eingesperrt unter der Anklage, einen Hausirer Namens Williams ermordet zu haben. Der Ortspöbel beschloß, die Gefangenen zu lynchen und machte mehrere Versuche, dieselben zu bemächtigen. Da die Wüthenden nicht in die Zelle eindringen konnten, bedienten sie sich Dynamits und verursachten mehrere Explosionen, die, obwohl sie dem Gebäude ungeheuren Schaden zufügten, die Zelle unverfehrt ließen. In der Nacht vom Sonntag, 6. September, schritt der Pöbel zum Aeußersten. Holzstämme wurden um die Zelle herum aufgeschichtet, mit Petroleum getränkt und angezündet, und die Gefangenen so in der Zelle lebendig verbrannt. Der Gefängnißaufseher hatte sich geweigert, die Schlüssel herzugeben, obwohl er mit Schußwaffen bedroht wurde, er war aber außer Stande, die Wuth des Pöbels zu besänftigen.

\* Verabingung in der Synagoge. Aus Odeffa wird vom 12. d. geschrieben: In einer Synagoge entstand gestern während des Gottesdienstes, als dieselbe dicht gefüllt war, in der auf der zweiten befindlichen Frauenabtheilung, woselbst einige hundert Frauen zusammengepackt saßen, ein Feuerlärm, weil durch die offenen Fenster der Synagoge ein mit Staub verbundener Rauch eingedrungen war. Folge dessen entstand auch in der Männerabtheilung Aufregung und Alles eilte hinauf zu den Frauen, um die Ursache des Geschreies zu erfahren. Nun war aber die Treppe nach oben von Frauen besetzt, welche über einander lagen, derart versperrt, daß es den Männern schwer war, hinaufzukommen. Man hörte Aechzen, Stöhnen, dumpfe Hülfserufe, und die Verwirrung war eine unbeschreibliche. Viele Frauen sprangen über die liegenden Körper hinunter, woselbst sie von unkenntlichen Individuen, die, wie es allgemein heißt, absichtlich die Aufregung hervorgerufen hatten, aufgefangen und ihrer goldenen Ohrhänge, Uhren, Ketten, sowie anderer Schmuckgegenstände beraubt wurden. Die verzweifelten Frauen waren derart von Schrecken ergriffen, daß sie diese Verabingung gar nicht merkten. Eine Frau wurde im Gedränge so gedrückt, daß sie bald darauf im Hospitale starb. Eine große Anzahl anderer Frauen war theils verletzt, theils ihrer Schmuckgegenstände beraubt worden. Man behauptet, daß die Stroche absichtlich vor der Synagoge viel Staub aufgewirbelt und ein Bündel Streichholz angezündet hatten, um den Rauch durch die offenen Fenster der Synagoge dringen zu lassen und so die Aufregung zu verursachen.

\* Eine diplomatische Chansonetten-Sängerin. Wie alle Damen der leichtgeschürzten Sangeskunst, erzählt das „W. Extrabl.“, hatte auch Fräulein H. ihren Verzensroman, der in der nicht mehr neuen Weise damit endigte, daß der Geliebte — ein Prestidigitateur — sie in einem deutschen Städtchen treulos verließ, aus dem Engagement durchbrannte und ihr als einzige schmerzliche Erinnerung die Bezahlung seiner Schulden überantwortete. Der Zauberkünstler arbeitete mehrere Monate in aller Herren Länder herum. Er wurde eben in einer norddeutschen Hafenstadt, als er in einer dortigen Zeitung ein Inserat las, in welchem Fräulein H., Liedersängerin unbekannter Aufenthalt, aufgefordert wird, sich wegen einer ihr von ihrem verstorbenen Onkel zufallenden Erbschaft im Betrage von 30,000 Mark bei dem Notar eines pommerischen Landstädtchens zu melden. Der Schwarzkünstler fast sogleich einen kühnen Plan. Mit dem ersten Zuge reiste er nach Budapest, woselbst, wie er wußte, Fräulein H. sich derzeit aufhielt. Dort angelangt, warf er sich der Sangerin zu Füßen, bat sie um Verzeihung und schwur ihr, daß er ohne sie nicht leben könne und sie heirathen wolle. Entzückt schloß ihn die Dame in die Arme und folgte ihm zum Traualter. Nach der Hochzeit erst fragte der Schlaufkopf sein Weibchen so en passant: „Weißt Du schon, wie groß das Kind, daß Du eine Erbschaft von 30,000 Mark gemacht hast?“ Sie lächelte hold und lispelte: „Von einer Erbschaft ist mir nichts bekannt, wohl aber von einer Zeitungsannonce, die ich selbst einrücken ließ.“ Ich wußte, daß Dich die Liebe zum Gelde mir in die Arme treiben werde. Aber tröste Dich, ich besitze gar keinen Onkel.“ Der Zaubrer war nun vor Schreck selbst wie verzaubert. Er soll den ernstlichen Vorsatz fassen, niemals mehr einer Annonce Glauben zu schenken.